

Inhaltsverzeichnis

1 Typologie, Universalienforschung und außersprachliche Motivierung	1
2 Typen von Ikonizität: Begriffsbestimmung	2
3 Bildhafte Ikonizität	3
4 Strukturell-diagrammatische Ikonizität	4
5 Ikonische Motivierung zwischen Grammatik, Kognition und Pragmatik	13
6 Ikonizität und Sprachwandel	14
7 Zitierte Literatur	15

1 Typologie, Universalienforschung und außersprachliche Motivierung

Sprachtypologie und Universalienforschung verfolgen Ziele, die zunächst in unterschiedliche Richtungen zu weisen scheinen: die *holistisch ausgerichtete Typologie* strebt eine Klassifizierung der Sprachen nach strukturell unterschiedenen Sprachtypen an, während die *selektiv-partielle Richtung* der typologischen Forschung aus der Charakterisierung und dem Vergleich einzelner grammatischer Erscheinungen und Konstruktionen übereinzelsprachliche Tendenzen abzuleiten versucht, die jedoch im Falle von Merkmalsbündelungen (*clustering*) wiederum der Typisierung und Klassifizierung der betroffenen Sprache(n) dienen können.

Während also die Typologie die Unterschiede zwischen Sprachen und die Individualität der Einzelsprache(n) betont, richtet sich das Interesse der Universalienforschung auf jene Eigenschaften von Spra-

chen, die sich aus allgemeingültigen Charakteristika des Sprechens ableiten lassen und daher idealiter allen Sprachen gemeinsam sind oder zumindest durch Vorkommen in einem großen Sprachen-Sample probabilistisch als universale Tendenz formuliert werden können.

Die Divergenz zwischen Typologie und Universalienforschung ist *de facto* jedoch nicht sehr groß, wenn man bedenkt, daß die typologische Forschung – zumindest in ihrer ‘klassisch’-holistischen Ausrichtung – durch die Untersuchung differentieller Eigenschaften gerade die Gesamtheit der Sprachen zu erfassen versucht, während die Universalienforschung bei der Suche nach sprachlichen Invarianten zugleich das Maß zulässiger Variabilität auslotet, das in natürlichen Sprachen innerhalb bestimmter grammatischer Domänen bei angenommener übereinzelsprachlicher Ähnlichkeit auftreten kann. Die Frage nach übereinzelsprachlicher Invarianz ist typologischen Untersuchungen also inhärent und Typologie damit stets auch eine Methode der Universalienforschung (Shibatani & Bynon 1995: 19; → Art. 1).

Die typologische Forschung hat sich der übereinzelsprachlichen Invarianz auf unterschiedliche Weisen angenähert. In Joseph H. Greenbergs grundlegenden Arbeiten beispielsweise werden die übereinzelsprachlich als gültig angenommenen Regularitäten und Restriktionen, die in Form von Implikationshierarchien formuliert werden, aus den beobachtbaren sprachlichen Fakten abgeleitet und auf diese zurückprojiziert. Bei dieser Vorgehensweise verbleibt die typologische Betrachtung innerhalb des sprachlichen Systems, dessen abstrakte Strukturen und Kategorien die Grundlage der Erklärung von Invarianz darstellen (Croft 1990: 246ff.), sofern ein solcher explikatorischer Anspruch überhaupt erhoben wird.

Von daher scheint es gerechtfertigt, eine methodische Parallele zwischen derartigen typologischem Vorgehen und dezidiert formalistischen Betrachtungsweisen wie etwa der Generativen Grammatik zu zie-

hen (Shibatani & Bynon 1995: 17). Vertreter der Generativen Grammatik chomskyscher Prägung tendier(t)en dazu, die einzelsprachliche Parametrisierung der Universalen Grammatik durch Rekurs auf grammatische – meist syntaktische – Prinzipien zu erklären, wie dies die Hypothese von der kognitiven Autonomie der Sprache fordert (→ Art. 24).

Beiden Herangehensweisen – der Implikationstypologie in der Tradition Greenbergs und der generativistischen Universalienforschung – ist gemeinsam, daß übereinzelsprachliche Invarianz mittels abstraktlinguistischer Kategorien modelliert und unter weitgehender Abstraktion von semantischen oder pragmatischen Erwägungen untersucht wird (dagegen jedoch Newmeyer 1992).

Diesen formal orientierten typologischen Ansätzen werden für gewöhnlich – und zweifelsohne vereinfachend – die funktional ausgerichteten Schulen gegenübergestellt (Shibatani & Bynon 1995: 16–19; Croft 1990: 155ff.; 1995). Wie insbesondere Frederick J. Newmeyer (1998) in einem kritischen Vergleich zeigt, handelt es sich um Strömungen der modernen Linguistik, deren Antagonismus weit über den Bereich von Typologie und Universalienforschung hinausreicht. Die funktional-typologischen Ansätze haben sich, aufbauend u.a. auf den Arbeiten Givóns (1979; 1984), einen Objektbereich erschlossen, der inzwischen deutlich über traditionell-typologische Fragestellungen hinausreicht, und konnten sich zu einem eigenständigen grammatiktheoretischen Ansatz entwickeln.

“Functionalism seeks to explain language structure in terms of language function” (Croft 1990: 155). Ausgehend von der Annahme, daß die zentrale Funktion von Sprache der Ausdruck von Erfahrungen und Gedanken ist (Shibatani & Bynon 1995: 17), Erfahrungen aber auf die Gegebenheiten der Wirklichkeit und Gedanken auf die mentalen Konzepte des Sprechers verweisen, bezieht die funktional-typologische Betrachtung das Außersprachliche explizit in die Untersuchung übereinzelsprachlicher Invarianz mit ein. Dadurch werden semantisch-kognitive und pragmatisch-situative Faktoren als Erklärung für übereinzelsprachliche Tendenzen und Universalien verfügbar.

Mit der Berücksichtigung kognitiver und pragmatischer Aspekte möchte sich der funktional-typologische Ansatz eine Dimension des Erklärens erschließen, die über jene des strukturalistisch orientierten Sprachvergleichs (Implikationsuniversalien und -hierarchien, Markiertheitsprinzipien usw.; Croft 1990: 127) hinausgeht. Dabei gilt es jedoch stets zu bedenken, daß im Grunde zwei unterschiedliche Ebenen des Nicht-Sprachlichen betrachtet werden, nämlich die Wirklichkeit, also die Referenzebene der Sprache, und ihre Konzeptualisierung durch die Sprecher. Beide Ebenen werden nicht immer sauber getrennt und sind möglicherweise im Einzelfall auch nicht trennbar, wie sich im hier darzustellenden Fall sprachlicher Ikonizität zeigen dürfte.

Der funktional-typologische Ansatz hat sich mit unterschiedlichen Arten außersprachlicher Motivierung (*external motivations*) von übereinzelsprachlich ähnlichen grammatischen Strukturen befaßt. Neben dem Prinzip sprachlicher Ökonomie (Croft 1995: 128f.; → Art. 31), das mit Markiertheitsgraden interagiert (Croft 1990: 64–94; → Art. 32), kognitiv fundierter Prototypikalität und diskursiven Motivationsfaktoren wie Informationsstruktur und Textrelief (→ Art. 46) oder der *type-* und *token-*Häufigkeit, die auch schon in der einschlägigen Forschung vor der funktionalen Typologie eine wichtige Rolle spielte (Croft 1990: 84ff. und 186ff.), gilt die Ikonizität als die wichtigste und vielleicht am besten untersuchte Art externer Motivierung sprachlich-grammatischer Strukturen.

2 Typen von Ikonizität: Begriffsbestimmung

Ikonizität in der hier intendierten Bedeutung kann im weitesten Sinne beschrieben werden als Ähnlichkeit zwischen sprachlichen Zeichen bzw. Zeichenfolgen und außersprachlichen Referenten und Strukturen, die durch diese Zeichen abgebildet werden: “the principle that the structure of language should, as closely as possible, reflect the structure of experience, that is, the structure of what is being expressed by language” (Croft 1995: 129).

Die Ikonizitätshypothese geht aus von einer Similaritätsbeziehung zwischen sprachlichen Zeichen einerseits und Konzepten andererseits, also zwischen sprachlichen und kognitiven Strukturen (Haiman 1992: 191 u.ö.; Kortmann 1999). Die kognitive Basis von Ikonizität (Haiman 1983: 800) eröffnet eine übereinzelsprachliche Perspektive, die Ikonizität als typologischen Beschreibungs- und Erklärungsparameter interessant macht. Der angenommene tendenziell universale Charakter von Ikonizitätsbeziehungen wird dabei jedoch für die einzelnen Typen und Erscheinungsformen von Ikonizität unterschiedlich bewertet.

Die Frage nach dem Abbildcharakter des sprachlichen Zeichens läßt sich bis in die Sprachphilosophie der griechischen Antike zurückverfolgen (Swiggers 1993; Simone 1995) und manifestiert sich in der Axiomatik moderner Zeichenmodelle: Während das strukturalistische Zeichenmodell de Saussures von (zumindest weitreichender) Arbitrarität in der Zuordnung von Zeichen und Konzept ausgeht (Engler 1962; 1995), unterscheidet Peirce (1960 [1932]) in seiner Semiotik zwischen *Indices*, *Ikonen* und *Symbolen*, die unterschiedliche Similaritätsgrade zu den Konzepten aufweisen (vgl. Jakobson 1971: 346f.; Ransdell 1986).

Der Index verweist auf einen materiell oder diskursiv vorhandenen Referenten, von dessen Präsenz er abhängt ("An Index is a sign which refers to the Object that it denotes by virtue of being really affected by that Object." (Peirce 1960: 143 [2.247]); vgl. Posner 1980: 1: "Indexikalische Motivierung tritt auf, wo das Auftreten einer Bezeichnung durch kausale oder andere raumzeitliche Beziehungen mit dem von ihr Bezeichneten verbunden ist"), ohne daß allerdings formal-strukturelle Ähnlichkeit notwendig wäre.

Das Symbol beruht auf einer konventionalisierten Zeichen-Konzept-Zuordnung, die sprach- und kulturspezifisch und damit arbiträr erfolgt.

Das Ikon schließlich ist der Zeichentyp, der eine wahrnehmbare Beziehung zum Signatum i.S. von gemeinsamen Merkmalen aufweist. Auf der Ebene der Ikone unterscheidet Peirce zwischen bildhafter ("imagical iconicity" [Fischer/Nänny 1999:XXI]), diagrammatischer und metaphorischer Iko-

nizität. Zwischen diesen Spielarten von Ikonizität besteht ein qualitativer, die Komplexität tangierender Unterschied:

"[icons] which partake of simple qualities [...] are *images*; those which represent the relations, mainly dyadic, [...] of the parts of one thing by analogous relations in their own parts, are *diagrams*; those which represent [...] by representing a parallelism in something else, are *metaphors*." (Peirce 1960: 157 [2.277])

Da sich Diagramme und Metaphern hinsichtlich der Relationen zwischen Zeichen und Konzept(en) gleichen, ordnen Fischer & Nänny (1999) die Metaphern als Instanzen komplex-semantischer Ikonizität der diagrammatischen Ikonizität unter. Metaphorische Ikonizität, die nach Dressler (1995: 21) den am wenigsten 'ikonischen' Ikonizitätstyp darstellt, soll hier nicht näher betrachtet werden.

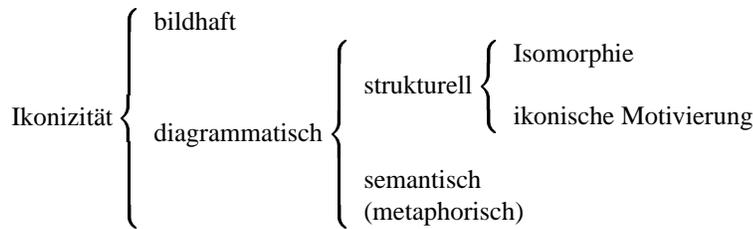
Die zweite – und für die Sprachtypologie wichtigere – Erscheinungsform, die strukturell-diagrammatische Ikonizität, gliedert sich wiederum in zwei Subtypen, die John Haiman (1980 u.ö.) als 'Ikonizität durch Isomorphie' (*isomorphism*) und 'Ikonizität durch Motivierung' (*motivation*) bezeichnet. Diese Begriffe sind zu recht als unscharf und mißlich kritisiert worden (Croft 1990: 164f.); vor allem Haimans Verwendung von 'motivation' verstellt den Blick dafür, daß Ikonizität nur eine Dimension von externer Motivierung sprachlicher Strukturen ist, und suggeriert – ungegerechtfertigterweise –, daß Isomorphie nicht extern motiviert sei. Allerdings hat sich bislang keine terminologische Alternative durchsetzen können.

Aus dem Gesagten ergibt sich folgendes Gesamtbild der Typen von Ikonizität (nach Fischer & Nänny 1999:XXII):

hierher Figur 30.1

3 Bildhafte Ikonizität

Bildhafte Ikonizität gilt als 'einfache' Art physischer Ähnlichkeitsbeziehung zwi-



Figur 30.1 Typen von Ikonizität

schen Zeichen – “usually a morphologically instructed one” (Fischer & Nänny 1999:XXII) – und Konzept insofern, als beide direkt – im nachfolgenden Modell vertikal – miteinander verbunden sind. Der Signifikant übernimmt seine (lautliche, visuelle, plastische) Form unmittelbar vom Signifikatum. Das anschaulichste Beispiel aus dem Bereich sprachlicher Zeichen sind Onomatopöien.

Signifikant	/cocorico/
↓	↓
Signifikat	‘vom Hahn hervorgebrachter Laut’

Schema 30.2 Onomatopöien als Beispiel für lautliche Ikonizität

Bildhafte Ikonizität vollzieht sich also auf der Ebene des isolierten sprachlichen Zeichens. Diese Art von Ikonizität gilt als in den heutigen Sprachen weitgehend unproduktiv und linguistisch wenig interessant, da das isolierte Zeichen als Einzeleintrag des Lexikons die deutlichste Tendenz zu Konventionalisierung und Opakisierung aufweist. Bildhafte Ikone stehen vor diesem Hintergrund da als “a few exceptions listed as curiosities.” (Bolinger & Sears, zit.n. Fischer & Nänny 1999:XIX)

Auch sprachliche Systeme wie Gebärdensprachen weisen wider die intuitive Erwartung keinen signifikant hohen Anteil an bildhaften Ikonen auf (→ Art. 10, § 8.3.2; vgl. auch Newmeyer 1992: 758). Im Rahmen der unten in § 6 besprochenen Grammatikalisierung sorgt auch in Gebärdensprachen die diachronische Entwicklung für eine Veränderung der Rolle von Ikonizität.

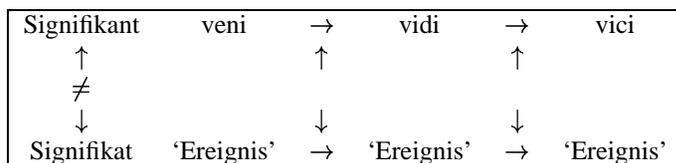
Doch nicht nur die geringe Frequenz (*type*-Zahl) läßt bildhafte Ikone für die Frage nach sprachlicher Universalität uninter-

essant erscheinen; Lehrbuchbeispiele wie die onomatopoetischen Tierlaute zeigen bereits bei eng verwandten Sprachen deutliche Divergenzen und scheinen – wie im weiteren Sinne bildhafte Ikone überhaupt – derselben konventionalisierten Form-Inhalt-Relation unterworfen zu sein wie Peirces Symbole. Bildhafte Ikonizität ist daher in der sprachwissenschaftlichen Forschung auf nur peripheres Interesse gestoßen. Allerdings heben Beiträge aus der Erstsprachenerwerbsforschung die große Bedeutung bildhafter Ikone in frühen Phasen des kindlichen Spracherwerbs hervor. Bekannt ist auch die häufige Gebrauchsausweitung dieser Ikone in der Kindersprache durch Konversion. Einzeluntersuchungen zeigen, daß bei Kindern eine übereinzelsprachliche Tendenz feststellbar ist, bestimmte Laute rekurrent mit bestimmten Merkmalen von Signifikaten zu assoziieren (Plank 1979: 129ff.; Fónagy 1999).

Unter der Annahme, daß sich in der Ontogenese die Phylogenese wiederholt, wäre die bildhafte Ikonizität im Prozeß der Sprachwerdung daher nicht unwichtig. Für die Untersuchung übereinzelsprachlicher Invarianz außerhalb von Fragestellungen, die Formengenesen und Etymologie tangieren, scheint diese Spielart von Ikonizität aber wenig ergiebig zu sein.

4 Strukturell-diagrammatische Ikonizität

Wie im o.a. Zitat von Charles Sanders Peirce bereits angesprochen, bezieht sich diagrammatische Ikonizität nicht auf Similaritätsrelationen zwischen Form und Inhalt / Konzept des isolierten Zeichens, sondern



Schema 30.3 Ikonizität auf der syntagmatischen Ebene

auf Ähnlichkeiten, die in Abfolgerelationen komplexer Zeichen und der dadurch ausgedrückten komplexen, da relationalen Konzeptualisierung bestehen: "It is the *perceived* relation in meaning between two concepts that leads to the use of the same form or word or the same shape or structure" (Fischer & Nänny 1999:XXIII; Hervorh. im Orig.). Bei ikonischer Motivierung (im Sinne Haimans) manifestiert sich Ähnlichkeit – wie nachstehend modelliert – auf horizontaler, also syntagmatischer Ebene, während auf vertikaler bzw. paradigmatischer Ebene Similarität nicht notwendig bzw. – nach Kleiber 1993: 106f. – sogar ausgeschlossen ist. An dem seit Roman Jakobson (1971: 350) in der einschlägigen Literatur oft angeführten Caesar-Zitat läßt sich dies wie folgt veranschaulichen (nach Fischer & Nänny 1999: XXII):

Hierher Schema 30.3

Die Motiviertheit einer ikonischen Beziehung ergibt sich hier nicht aus den sprachlichen Formen und deren Denotaten, die einheitlich Ereignischarakter haben, sondern aus der Abfolge ("Textposition" [Ludwig 1996: 55]) der Zeichen und der (hier: zeitlichen) Abfolge der denotierten Ereignisse.

Diagrammatische Ikonizität ist daher – anders als bildhafte Ikonizität – lexikonunabhängig (daher "résolument grammatical" [Kleiber 1993: 106]) und bezieht sich, wie das Beispiel andeutet, bevorzugt auf die Struktur syntaktischer Konstruktionen (Haiman 1980; 1985), findet sich jedoch auch in der morphologischen Struktur (Mayerthaler 1980; Bybee 1985; Bybee & al. 1994; Ludwig 1996).

4.1 Ikonizität durch Isomorphie (*isomorphism*)

Mit dem Terminus 'Isomorphie' bezeichnet Haiman die eineindeutige Beziehung von Form und Inhalt, "a one-to-one correspondence between the signans and the signatum" (Haiman 1980: 515). Ikonizität durch Isomorphie zielt auf die Vermeidung von Homonymie ("one signans, more than one signata" [Haiman 1980: 516]) und Synonymie ("one signatum, more than one signans" [ebd.]) ab.

Isomorphie findet sich bei allen sprachlichen Zeichen; auch die weitgehend arbiträre Form-Inhalt-Zuordnung symbolischer Lexikoneinträge weist eine Tendenz zur Isomorphie auf. Sie trägt zum Gelingen jedweder Kommunikation bei, indem sie Ambiguitäten vermeidet. Dennoch weisen isomorphe Lexeme keine ikonische Qualität auf bzw. ist diese Ikonizität linguistisch nicht von Interesse (Kleiber 1993: 107).

Interessant und relevant ist Ikonizität als 'Isomorphie' unter Bezug auf grammatische Elemente und Konstruktionen, denen *a priori* keine eigene oder zumindest keine einheitliche Semantik zuerkannt werden kann. Demgegenüber postuliert die Ikonizitätshypothese, daß formale Gemeinsamkeiten auch bei solchen sprachlichen Elementen darauf verweisen, daß Gemeinsamkeiten auf der Bedeutungs- und Funktionsebene gegeben sind: "l'unicité de la forme est à travers tous les emplois l'indicateur iconique sur le plan sémantique d'une autre unicité, celle du sens" (Kleiber 1993: 108; vgl. auch Haiman 1985: 30: "Recurrent identity of form must reflect similarity of meaning"; Fertig 1998: 1074: "sameness of meaning is diagrammed by sameness of form, difference of meaning by difference of form").

Es ist wichtig zu betonen, daß es sich bei der hier in Frage stehenden Bedeutung um konstruktionelle Bedeutung handelt, daß

also auch bei Isomorphien die syntagmatischen Beziehungen ausschlaggebend sind. Konstruktionelle Bedeutung ist aber ein Phänomen, das sich nur auf Diskursebene erschließt und von daher auf externe Motivierung verweist. Das Prinzip ikonischer Isomorphie sei an einigen Beispielen illustriert.

Die Subjektfunktion wird als syntaktische Basiskonstituente von äußerst heterogener Semantik angesehen. Zwar gilt ein agentives Subjekt als prototypisch, doch können die lexikalische Semantik der prädikativen Ausdrücke und die Diathesen der Subjektkonstituente auch andere Kasusrollen zuweisen, und auch weitere semantische Züge, die das Subjekt typischerweise charakterisieren, wie etwa Definitheit, Topikalität u.dgl., decken nicht alle Fälle ab (Kleiber 1993: 116). Für das Subjekt scheint also keine eindeutige Form-Inhalt-Beziehung zu bestehen.

Georges Kleiber (1993) argumentiert dagegen (unter Bezugnahme auf Robert W. Langackers Konzeption der Kognitiven Grammatik), daß gerade das Subjekt ein Beispiel für ikonische Isomorphie darstellt, da seine verbreiteten formal-syntaktischen Charakteristika (Bezugspunkt der Verbalkongruenz, Antezedens und Bezugspunkt reflexiver Pronominalisierung usw.) bei aller inhaltlichen Verschiedenheit der lexikalischen Einheiten, die die Subjektrolle einnehmen, auf eine semantische Gemeinsamkeit verweisen: “elles [die subjektspezifischen formalen Charakteristika; A.d.V.] se révèlent iconiques en ce qu’elles traduisent directement la saillance qui constitue le contenu conceptuel du sujet.” (Kleiber 1993: 119)

Relativsatz- und Spaltsatzbildung scheinen sich auf den ersten Blick auf ganz unterschiedlichen syntaktisch-funktionalen Ebenen zu bewegen. Während die Relativsatzbildung eine Subordinationstechnik darstellt, die der Verknüpfung von Äußerungen dient, ist die Spaltsatzbildung eine Segmentierungstechnik, durch die eine Äußerung nach vorrangig pragmatischen Kriterien – in erster Linie nach dem Prinzip der sprechersubjektiven Relevanzzuweisung – gegliedert wird. Schachter (1973) zeigte aber, daß zwischen Relativ- und Spaltsätzen formale Gemeinsamkeiten bestehen. So

verhalten sich die Konstruktionen im HAUSA (Tschadisch: Afro-Asiatisch) hinsichtlich der Ersetzung des Perfektivitätsmarkers *sun* des unmarkierten Satzes durch den Marker *suka* gleich (Schachter 1973: 23f.):

(1) HAUSA

(a) *sun gaya wa yaron*
‘they told the child’

(b) *yaron da suka gaya masa / wa*
‘the child that they told’

(c) *yaron ne suka gaya masa / wa*
‘it’s the child that they told’

Die Beobachtung Schachters wurde durch Belege aus zahlreichen weiteren Sprachen erhärtet; im ostnepalesischen BELHARISCH (Kirantisprachen: Tibeto-Karenisch: Sino-Tibetanisch) dient derselbe Nominalisierungsmarker *-(k)ha(k)* ebenso zur Bildung von (zirkumnominalen) Relativsätzen wie auch zur Fokussierung, der prominenten Funktion des Spaltsatzes (Bickel 1995).

Auch in einem Großteil der indoeuropäischen Sprachen werden formale Gemeinsamkeiten von Relativ- und Spaltsätzen deutlich. Unter der Prämisse ikonischer Isomorphie deutet dies auf eine beiden Konstruktionen gemeinsame Funktion hin, die Schachter als “semantic process of foregrounding one part of a sentence at the expense of the rest” (Schachter 1973: 19) beschreibt. Das Textrelief und seine Struktur werden jedoch durch den Sprecher geschaffen, der eine komplexe Sachverhaltsdarstellung konzeptualisiert und so die isomorphe Beziehung kognitiv begründet: “grammatical structure reflects conceptual structure.” (Croft 1990: 170)

Gleiches gilt für Haimans wohl am häufigsten zitiertes Beispiel für Ikonizität als ‘Isomorphie’. Haiman (1980; 1985: 26ff.) untersucht, ausgehend von englischen Kontrastpaaren wie (2), die übereinzelsprachlich nachweisbare formale Ähnlichkeit zwischen Protasen in Konditionalgefügen und indirekten Entscheidungsfragen.

(2) ENGLISCH

(a) I don’t know if it is true.

(b) If it is true, I’ll eat my hat.

Er findet für diese Ähnlichkeit eine funktionale Erklärung darin, daß beide Äußerungstypen als Topikalisierungsstrategien eingesetzt werden können, was er als diskurssemantische Äquivalenz deutet, die sich im Gebrauch identischer Marker ikonisch manifestiert (Haiman 1985: 38).

Isomorphie als externe Motivierung sprachlicher Strukturen wirft zwei an dieser Stelle nicht unwesentliche Fragen auf.

Zum einen wird von einigen Autoren bezweifelt, daß Isomorphie überhaupt als Erscheinungsform von Ikonizität – zumindest im Sinne von Peirce – aufzufassen ist (Newmeyer 1992: 760). Ruft man sich die oben zitierte Definition der diagrammatischen Ikone in Erinnerung – “those which represent the relations, mainly dyadic, [...] of the parts of one thing by analogous relations in their own parts” –, so wird deutlich, daß Isomorphie zumindest keine direkte Similaritätsrelation zwischen sprachlichem Zeichen und Konzept bzw. Realität ausdrückt. Dressler (1995: 35) sieht Isomorphie und die ihr zugrundeliegenden Prinzipien (Synonymien- und Homonymienvermeidung; Gewährleistung von Eineindeutigkeitsrelationen zwischen Form und Funktion) nur als häufige Korrelate, nicht aber als mit Ikonizität identisch an.

Die zweite Frage betrifft den universellen Status von Isomorphie. Haiman erachtet die Invarianz von Form und Bedeutung / Funktion als ein – vielleicht das einzige – Ikonizitätsuniversale (Haiman 1980: 515; Fischer & Nänny 1999: XXIV). In der Tat lassen sich unzählige Erscheinungen des Sprachwandels – zumindest *post festum* – als durch Isomorphie (vor allem: Homonymienvermeidung) begründet erklären. Zugleich sind Homonymie- und daraus resultierende Ambiguitätserscheinungen im synchronischen Schnitt aber keine Seltenheit. Newmeyer (1992: 760f.) argumentiert, daß eine einfache Äußerung wie *John likes Mary more than Sue* strukturell hochgradig ambig sei und gegen das Isomorphieprinzip verstoße, das aufgrunddessen empirisch nicht haltbar sei. Haiman (1980: 519ff.) räumt ein, daß systematisch-konstruktive Homonymien auftreten können, und geht in solchen Fällen davon aus, “that other tendencies exist [...] which override the requirement of isomorphic correspondence” (Haiman 1980:

528).

Diese Interferenzen können als Konflikt zwischen übereinzelsprachlichen und einzelsprachlich-innersystemischen Tendenzen erklärt werden oder als übereinzelsprachlich-diskursive “competing motivations” im Sinne von Du Bois (1985; vgl. auch Croft 1990: 192–97), z.B. externe Motivation durch das sprachliche Ökonomieprinzip (Haiman 1983).

4.2 Ikonische Motivierung (*motivation*)

Kleiber (1993: 107) weist darauf hin, daß der ikonische Wert von Isomorphie auch deshalb schwer faßbar und kontrovers ist, weil sich dieser Aspekt diagrammatischer Ikonizität bei der Untersuchung sprachlicher Erscheinungen kaum vom zweiten Typ ikonischer Diagramme trennen läßt, der die strukturelle Ikonizität *par excellence* darstellt (ähnlich Croft 1990: 171). Dieser “second type of iconicity [...] is that in which a grammatical structure, like an onomatopoeic word, reflects its meaning directly.” (Haiman 1980: 516) Dies nennt Haiman “iconicity of motivation” (ebd.).

Während sich das ikonische Potential der Isomorphie grammatischer Zeichen und Konstruktionen nur durch den distributionellen Vergleich offenbart, ergibt sich das ikonische Potential diagrammatisch-ikonischer Motivierung (hier immer verstanden im Sinne Haimans) als sehr viel unmittelbarere Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Form und Konzept. Es ist also nicht überraschend, daß in der engeren Ikonizitätsdiskussion diese Ebene diagrammatischer Ikonizität den breitesten Raum einnimmt und auch benachbarte Theorien, in denen die Ikonizitätshypothese eine Rolle spielt (so etwa die Natürlichkeitstheorie; → Art. 32), vor allem diese Art von Ikonizität betrachten. Auf die Mißlichkeit des (leider fest eingeführten) Haimanschen Terminus wurde bereits hingewiesen. Möglicherweise wäre ein in Anlehnung an Fischer (1999: 352) zu prägender Begriff der diagrammatischen Ikonizität als ‘strukturelle Transparenz’ geeigneter; Croft (1990: 174) gebraucht den Terminus ‘strukturelle Isomorphie’.

Ungeachtet der terminologischen Vorbe-

halte ist die Bedeutsamkeit und explikative Reichweite der diagrammatischen Ikonizität i.S. von 'Motivierung' beachtlich. Neben dem Lehrbuchbeispiel der Abbildung zeitlicher Abfolge, das durch das oben wiedergegebene Caesar-Beispiel illustriert wurde, gibt es eine Vielzahl von konzeptuellen Relationen, zu deren sprachlicher Abbildung die Linearisierung sprachlicher Zeichen und deren Variierbarkeit ausgenutzt wird. Mit Blick auf markiertheitstheoretische Überlegungen (Ludwig 1996: 39ff.; → Art. 32) formuliert Haiman (1980: 528) als grundlegendes Prinzip solcher linearisierungsbasierter Ikonizität: "categories that are marked morphologically and syntactically are also marked semantically."

Die Syntax als Ausdrucks- und Beschreibungsebene der Relationen zwischen sprachlichen Zeichen gilt als bevorzugtes Erscheinungsfeld diagrammatisch-ikonischer Motivierung. So vertritt Haiman die Ansicht, daß sich sprachliche Ikonizität in erster Linie syntaktisch und auf der Ebene syntaktischer Relationen durch Positionalität manifestiert. Er geht sogar soweit anzunehmen, daß Sprachen mit elaborierter Morphologie tendenziell weniger ikonisch – also opaker – sind als morphologiearme Sprachen (Haiman 1980: 70; dagegen Ludwig 1996: 55f.; vgl. auch Dotter 1988). Die typologische Untersuchung diagrammatisch-ikonischer Motivierung ist daher vor allem eine Typologie grammatisch-syntaktischer Konstruktionen unter Rückführung auf parallele kognitive Strukturen (Croft 1990: 172f.). Form-Konzept-Parallelismen lassen sich dabei für unterschiedliche konzeptuelle Aspekte und Kategorien feststellen, von denen einige kurz vorgestellt werden sollen.

4.2.1 Sequentielle Ikonizität

Die typologische Untersuchung grammatischer Konstruktionen unter ikonizitätstheoretischem Blickwinkel bezieht sich sowohl auf Abfolgerelationen innerhalb der Äußerung, also Ikonizität in der Satzstellung, als auch auf Abfolgerelationen zwischen Äußerungen oder innerhalb komplexer Äußerungsgefüge, d.h. Ikonizität in der Satzverkettung. Caesars oben erwähntes *veni vidi vici* reflektiert die außersprachliche temporale Abfolge dreier Ereignisse durch die

sprachliche Anordnung der sie bezeichnenden Verballexeme.

Der universale Status dieser syntaktischen Ikonizitätsrelation zwischen sprachlicher Linearisierung und außersprachlich-temporaler Sequentialität steht außer Frage (vgl. Greenbergs Ansicht: "the order of elements in language parallels that in physical experience or the order of knowledge" [Greenberg 1963, zit. n. Newmeyer 1992: 763]; Jakobson 1965; Haiman 1985: 75f.). Allerdings ist die Enkodierung rein temporaler Struktur – also nach der "vorher/nachher"-Relation – nur eine mögliche, und zwar die einfachste, sequentielle Ikonizitätsrelation.

Experimentelle Evidenz und vor allem Beobachtungen aus dem Erstsprachenerwerb (Raible 1992: 131f.) zeigen, daß auf der "vorher/nachher"-Relation weitere Junktionsrelationen aufbauen, die vom Sprecher/Hörer ebenfalls mit den Abfolgerelationen des sprachlichen Ausdrucks in eine Similaritätsbeziehung gebracht werden können. So entwickelt sich durch ein – ebenfalls übereinzelsprachlich gültiges, kognitiv angelegtes – Prinzip des *post hoc, ergo propter hoc* aus der temporalen Abfolge eine Ursache-Folge-Relation. Neben – bzw. ontogentisch nach (Raible 1992: 132) – der Konsekutivität kann sich die Finalitätsrelation entwickeln. Diese semantischen Relationen können durch einfache Abfolgerelationen ohne formale Markierung ausgedrückt bzw. – umgekehrt betrachtet – aus der Äußerung durch diagrammatische Ikonizität herausgelesen werden.

Der unmarkiert-implizite Ausdruck ist natürlich in den meisten Sprachen nicht die einzige Möglichkeit der Versprachlichung der genannten semantischen Relationen. Er bildet vielmehr den aggregativen Pol auf der Skala der Satzverkettungstechniken (Raible 1992: 27ff.). Auch integrative, elaboriertere Enkodierungsstrategien, die die Abhängigkeit zwischen den zu verknüpfenden Sachverhaltsdarstellungen morphologisch oder morphosyntaktisch markieren, können gewissen ikonischen Restriktionen in der diskursiven Positionierung unterliegen. Bei den Partizipial- und Gerundialkonstruktionen der romanischen Sprachen zeigt Raible (1992: 86), daß "die [...] Relation der Folge [...] aus Gründen der Ikonizität

eher nach Nachstellung, die kausale Relation eher nach Voranstellung des Gerundiums oder des Partizips [verlangt].” Hier finden sich allerdings einzelsprachliche Einschränkungen. Haiman (1980; 1985) zeigt, daß auch die recht komplexe Struktur eines Konditionalgefüges aggregativ ausgedrückt werden kann. So ist (3a) wohl eher als Bedingungssatz in der Bedeutung von (3b) denn als reine Temporalsequenz zu interpretieren (Haiman 1985: 45):

(3) ENGLISCH

(a) Smile, and the world smiles with you

(b) If you smile, the world smiles with you

Erst zum Ausdruck adversativer Konditionalität (“even if”), so Haiman, ist die Markierung durch den Junktor (in Haimans Terminologie: durch das Diakritikon) *if* notwendig.

Im Übergangsbereich zwischen inter- und intrapropositionellen Abfolgerelationen finden sich Verbserialisierungen. Auch hier scheint diagrammatische Ikonizität zu gelten, wie das Beispiel (4) von Tai (1985; zit. n. Newmeyer 1992: 759; kritisch hierzu Paris & Peyraube 1993) aus dem CHINESISCHEN zeigt:

(4) CHINESISCH

(4a) Zhāngān [dào túshūguǎn] [ná shū]
Zhānsan [reach library] [take book]
‘John went to the library to get the book’

(4b) Zhāngān [ná shū] [dào túshūguǎn]
‘John took the book to the library’

Es scheint also eine universelle Tendenz zu geben, daß die Konstituentenabfolge in Äußerungen, in denen semantische Relationen wie temporale Sequentialität, Konsekutivität, Finalität oder Kausalität bestehen, durch diagrammatisch-ikonische Motivierung gesteuert wird oder zumindest mitbestimmt werden kann.

4.2.2 Ikonische Distanzmarkierung

Neben ikonisch motivierter Sequentialität ist das Verhältnis von syntagmatisch-syntaktischer vs. konzeptueller Distanz ein Bereich, der als bevorzugter Gegenstand ikonizitätsorientierter Untersuchungen gilt (Haiman 1985: 102ff.; Croft 1990: 174ff.). Haiman (1992: 191 u.ö.) schlägt für diese Art von Ikonizität den Terminus ‘Alienation’ vor. Die Grundidee dabei ist, daß Zeichen, die in der sprachlichen Realisierung eng zusammen stehen, auch kognitiv affine Konzepte abbilden, während Zeichen, die in der Linearisierung durch andere sprachliche Elemente getrennt werden, auch konzeptuell weiter voneinander entfernt sind: “grammatical distance reflects conceptual distance.” (Croft 1995: 130). Es handelt sich hierbei um eine Neuformulierung des Gesetzes von Otto Behaghel (1932), wonach “das geistig eng Zusammengehörige auch eng zusammengestellt wird” (zit. n. Newmeyer 1992: 761).

Haiman (1992 u.ö.) führt Evidenz u.a. aus den Bereichen der Kausativierung und der syntaktischen Beiordnung an. So wird der semantische Unterschied einer Kausativkonstruktion wie *cause to die* zu einem denselben Vorgang bezeichnenden prototypisch transitiven Verb (nach Hopper & Thompson 1980) wie *kill* durch einen größeren Abstand des Agens, i.e. Kausators, zum semantisch zentralen Verballexem gekennzeichnet (Haiman 1992: 191):

(5) ENGLISCH

(a) I killed the chicken

(b) I caused the chicken to die

Koordinierte Syntagmen wie im folgenden Beispiel (nach Haiman 1985: 117)

(6) ENGLISCH

sweet and sad songs

weisen eine charakteristische Ambiguität auf, die auf konzeptuelle Nähe vs. Distanz verweist: in der einen Lesart beziehen sich die beiden Attribute *sweet* und *sad* auf identische, in einer anderen Lesart auf distinkte Referenten (*sweet songs and sad songs*). Ikonische Motivierung läßt in der

ersten Lesart die Elision des koordinierenden Junktors zu (*sweet sad songs*), nicht jedoch in der zweiten Lesart. Dies wird deutlich, wenn die koordinierten Elemente semantisch widersprüchlich – wie in (7) – oder gar inkompatibel sind (Haiman ebd.).

(7) ENGLISCH

(a) good and bad news

(b) ?# good bad news

Eine weitere semantische Unterscheidung, die oft durch distanzikonische Mittel gekennzeichnet wird, betrifft alienable vs. inalienable Possession (Haiman 1985: 130ff.; Croft 1990: 175ff., 1995: 131f.). Zahlreiche Sprachen 'entfernen' alienablen Besitz in der sprachlichen Linearisierung vom Possessor. Im ITALIENISCHEN etwa werden nahe Verwandte als dem – hier im übertragenen Sinne zu verstehenden – Possessor inalienabel erachtet, während Nicht- oder entfernter Verwandte als alienabel konzeptualisiert und in der Äußerungskette durch einen Artikel vom Bezugsreferenten getrennt werden (vgl. auch die Beiträge in Chappell & McGregor 1996):

(8) ITALIENISCH

(8a) Giovanni parla con suo padre.

(8b) Giovanni parla con il suo superiore.

Im KPILLE (Mande: Niger-Kordofanisch) gibt es für nominal bzw. pronominal ausgedrückte Possessoren unterschiedliche Enkodierungsstrategien; sie gehorchen allerdings durchgängig dem Prinzip ikonisch motivierter Distanzmarkierung, da Alienabilität stets mit größerem Linearisierungsabstand zwischen Possessor und Besitztum korreliert (Haiman 1985: 132; Croft 1995: 131):

(9) KPILLE

(a) ná péɛi
'mein Haus'

(alienable Possession mit pronominalem Possessor: Possessor und Besitztum durch Wortgrenze getrennt)

(b) m̄-pôlu

'mein Rücken'

(inalienable Possession mit pronominalem Possessor: Possessor und Besitztum durch Morphemgrenze getrennt)

(c) 'kâloñ nɔ péɛi

'das Haus des Häuptlings'

(alienable Possession mit nominalem Possessor: Possessor und Besitztum durch zusätzliches freies Morphem getrennt)

(d) 'kâloñ pôlu

'der Rücken des Häuptlings'

(inalienable Possession mit nominalem Possessor: Possessor und Besitztum durch Wortgrenze getrennt)

Ein anderer Fall der ikonischen Markierung von konzeptueller Distanz, der in Zusammenhang mit Beispielen wie (5) gesehen werden kann, betrifft die Grade von Transivität. Haimans Ausgangspunkt ist: "the conceptual distance between a verb and its object complement is going to covary with the transivity of the verb." (Haiman 1985: 136). Er illustriert dies unter Bezugnahme auf Ergebnisse von Dwight D. Bolinger anhand des spanischen Verbs *contestar* und seinem kontrastierten Gebrauch wie in:

(10) SPANISCH

(a) contestar la pregunta

(b) contestar a la pregunta

Demnach besagt (10a), daß eine Frage vollständig beantwortet wird ("succeed in answering a question" [Bolinger 1956, zit. n. Haiman 1985: 137; Hervorh. im Orig.]), während bei (10b) eine unvollständige oder unbefriedigende Antwort gegeben wird ("attempt to answer the question, but not succeed" [ebd.]). Die Kasusmarkierung stünde hier also in ikonischer Relation zur pragmatischen Bewertung eines Sachverhalts.

Ebenfalls auf das Verhältnis von pragmatischer Bewertung einer Äußerungssituation und ihrem linguistischen Ausdruck bezieht sich eine Art von diagrammatisch-ikonischer Distanzmarkierung, deren universaler Status durch eine besonders breite Basis

an empirischer Evidenz gesichert ist, nämlich die Enkodierung von Respekt und Höflichkeit (Brown & Levinson 1996). Haiman führt zur Untermauerung des ikonischen Prinzips “The more polite the register, the longer the message” (Haiman 1985: 151) das Beispiel des JAVANESISCHEN (West-Malayo-Polynesisch: Austronesisch) an, wo sich Äußerungen – bei gleicher Konstituentenzahl – je nach Höflichkeitsgrad in der Länge der Konstituenten unterscheiden. In vielen anderen Sprachen finden sich Hinweise auf die Gültigkeit des genannten ikonischen Prinzips, in dem z.B. zur höflichen Anrede zwecks indirekten Ausdrucks markierte Modi mit formal merkmalthaltigeren Formen gewählt oder der Angeredete pluralisch angesprochen wird (Malsch 1986), was wiederum in der Regel in der Verwendung aufwendiger oder längerer Ausdrucksmittel resultiert.

Die bereits erwähnte ikonisch motivierte Differenzierung der Kodierung von alienabler vs. inalienabler Possession, aber auch die pragmatisch basierte Ikonizität von Kasusmarkierungen stellen morphosyntaktische Kontraste dar, die zeigen, daß – anders als Haiman stellenweise insinuiert – diagrammatisch-ikonische Motivierung auch außerhalb der Syntax (verstanden als Linearisierung von prinzipiell freien sprachlichen Zeichen) auftritt.

So zeigt Bybee (1985), daß in der Anordnung zwischen Flexionsmorphemen, die Valenz, Diathese, Aspekt, Tempus, Modus und Personen- oder Numeruskongruenz anzeigen, und dem Verbalstamm eine Ikonizitätsbeziehung besteht: abhängig von der ‘Relevanz’ der zu kennzeichnenden Kategorien für das Verb, d.h. in Relation zum “extent to which their meanings *directly affect the lexical content of the verb stem*” (Bybee 1985: 11) erscheinen diese nahe beim Verbstamm oder werden von diesem durch andere Flexionsmorpheme getrennt oder aber als freie Morpheme realisiert. Bybee kommt dabei zu folgender Abfolgehierarchie, wobei die verbale ‘Relevanz’ der Kategorien (vgl. auch Bybee & al. 1994: 22) von links nach rechts abnimmt:

Valenz < Diathese < Aspekt < Tempus < Modus < div. Kongruenzbeziehungen

Valenz wird demzufolge aufgrund großer Bedeutung für die Verbsemantik oft direkt am Verbalstamm lexikalisch oder affixal-derivational gekennzeichnet, während sich Modus nicht auf das Verballexem, sondern die Äußerung insgesamt bezieht und daher konzeptuell vom Verbalereignis entfernt ist; dementsprechend erfolgt die Modusmarkierung weiter vom Verbstamm entfernt, häufig durch nicht-affixale Marker wie Modalpartikeln (eine kritische Würdigung dieser These Bybees liefert Croft 1990: 177ff.).

Wie die hier nur in Auswahl dargestellten Beispiele zeigen, handelt es sich beim diagrammatischen Ausdruck von Distanz um eine Erscheinung von Ikonizität, die auf verschiedenen sprachlichen Hierarchieebenen und in unterschiedlichsten kommunikativen Domänen auftritt und neben der sequentiellen Ikonizität als empirisch gut gesicherte universale Tendenz gilt. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß das Ausgangsdiktum “grammatical distance reflects conceptual distance” ebenso klare Bemessungsparameter für konzeptuelle Distanz verlangen würde, wie diese auf der grammatischen Seite durch unterschiedliche Fusionsgrade geben sind, die durch Kommutationsproben und andere distributionelle Tests nachgeprüft werden können.

Haiman (1985: 106f.) schlägt vier Parameter der konzeptuellen Nähe vor, nämlich (1) semantische oder physische Gemeinsamkeiten (“Two ideas [...] share semantic features, properties, or parts” [ebd.]), (2) gegenseitige Beeinflussung (“affect each other” [ebd.]), (3) Nicht-Trennbarkeit (“are factually inseparable” [ebd.]) und (4) perzeptive Einheit, “whether factually inseparable or not” (ebd.).

Es ist offenkundig, daß die Operationalisierbarkeit dieser Parameter, abgesehen von intuitiver Bewertung, problematisch ist, da über die kognitive Struktur und Organisation von Konzepten nur wenige gesicherte Erkenntnisse vorliegen. Auch zeigen die zitierten Beispiele, daß die angenommene Ikonizität der sprachlichen Enkodierung häufig – wie etwa im Falle von Respekt und Höflichkeit – weniger auf die Konzeptualisierung des Sachverhalts und der involvierten Referenten verweist als vielmehr auf die pragmatische Interpretation des Sachverhalts und der Referenten.

4.2.3 Weitere Beispiele diagrammatisch-ikonischer Motivierung

Eine Art von Ikonizität, die u.a. von Newmeyer (1992) als eigene Erscheinungsform von ikonischer Motivierung betrachtet wird, jedoch auch als Untergruppe der ikonischen Distanzmarkierung aufgefaßt werden kann (so Haiman 1983), betrifft den Grad konzeptueller Autonomie sprachlicher Ausdrücke. Angewandt auf die Junktionssyntax, bedeutet dies: “the grammatical separateness of a clause corresponds to the conceptual independence of the proposition expressed by that clause” (Haiman 1983: 799).

Givón (1985) entwickelt dieses Prinzip zu einer Skala der semantischen Bindung eines subordinierten Verbs an das regierende Verb u.a. anhand der Parameter ‘Kasuzuweisung beim Subjekt/Agens’, ‘Tempus-, Modus- und Aspektmarkierung am untergeordneten Verb’ und ‘Einfügen oder Fehlen eines Junktormorphems’.

Die folgenden Beispielsätze ordnen sich entlang dieser Skala an, und zwar vom höchsten semantischen Bindungsgrad in (11a) zum niedrigsten in (11e). Dazu verhalten sich, so Givón, die unterschiedlichen Finisierungsgrade des subordinierten Verbs ikonisch: je semantisch autonomer das Verb, desto finiter (Givón 1985: 202).

(11) ENGLISCH

- (a) He made John fall
- (b) He told him to leave
- (c) He wanted him to leave
- (d) He wished that he would leave
- (e) He knew that John left

Haiman (1985) befaßt sich mit der ikonischen Markierung konzeptueller Symmetrie als ‘Koordination’. Wie anhand von Beispiel (3) illustriert, werden (aggregativ oder integrativ) koordinierte Sachverhaltsdarstellungen gemäß dem Prinzip der Tempusikonizität zumindest als aufeinanderfolgend interpretiert, wenn nicht gar eine Verknüpfung durch Konsekutivität oder Kausalität supponiert wird. Haiman (1985: 72, 1992: 193) geht davon aus, daß zwischen koordinierten sententiellen Konstituenten offenkundig eine universale Asymmetrie besteht,

die eine ikonische Abbildung von Symmetrie auf Satzebene – etwa durch syntaktische Parallelismen – erschwert. Hingegen scheint Symmetrie durch Koordination unterhalb der Satzebene die naheliegende Interpretation zu sein, wie der Kontrast zwischen (12) und der Reziprokkonstruktion in (13) zeigt:

(12) ENGLISCH

Max hit Harry, and Harry hit Max.

(13) Max and Harry hit each other.

Während (12) eine asymmetrische Lesart (temporale Abfolge) und eine symmetrische Lesart (simultaner Ablauf) erlaubt, hat die intrasententielle Koordination in (13) – freilich morphosyntaktisch gestützt durch das Rezipropronomen – in erster Linie eine symmetrisch-simultane Lesart. Simultaneität auf sententieller Ebene kann durch Mittel syntaktischer Koordination abgebildet werden, indem zwei Sachverhaltsdarstellungen ineinander verflochten werden, wie in (14) (Haiman 1985: 75):

(14) ENGLISCH

Max and Hortense cleaned out the fridge and started cooking dinner, respectively.

Dennoch zeigt auch dieses Beispiel, daß die Zweidimensionalität der sprachlichen Enkodierung einer ikonischen Abbildungen von Symmetrien wie etwa der Simultaneität von Sachverhaltsdarstellungen entgegensteht: auch (14) kommt nicht ohne eine zusätzliche Markierung (Haiman: ein Diakritikon), das Adverb *respectively*, aus.

Eine weitere Spielart von Ikonizität, die in engem Zusammenhang mit der Natürlichkeitstheoretischen Annahme zu sehen ist, daß markierte Formen mit markierten Inhalten und Bedeutungen korrespondieren (→ Art. 32), betrifft den Aktivierungsgrad (*predictability*; Givón 1995b) von Diskursreferenten. Haiman (1992 u.ö.) leitet daraus eine diagrammatisch-ikonische ‘Motivierung des Unerwartbaren’ ab. Er veranschaulicht dies am Kontrast zwischen prototypisch reflexiven Verben wie ‘shave’ und Verben, deren Objekt typischerweise nicht mit dem Subjekt identisch ist, wie ‘kick’: im Falle einer

nicht-erwartbaren Reflexivität muß ein entsprechendes Pronomen stehen, das bei erwartbarer Reflexivität optional ist:

(15) ENGLISCH

(a) He shaved (himself)

(b) He kicked himself

“What is marked by more complex form”, so Haimans – weitreichende – Folgerung, “is never a more complex concept, but a more *surprising* one, given the context.” (Haiman 1992: 194)

Hopper & Thompson (1985) entwickeln anhand der grammatisch-lexikalischen Kategorien ‘Verb’ und ‘Nomen’ eine diagrammatische Kategorialitätsikonizität mit dem Grundprinzip: “The more a form refers to a discrete discourse entity or reports a discrete discourse event, the more distinct will be its linguistic form” (Hopper & Thompson 1985: 151). Die Autoren stellen die als Universale postulierte Existenz der beiden lexikalischen Basiskategorien nicht in Frage, gehen aber von einer Skalarität zwischen Verbalität und Nominalität aus, die sich ikonisch in der Aufwendigkeit der Form und der Bandbreite kompatibler Morpheme manifestiert (→ Art. 38). Das Nomen *bear* weist in (16a) signifikant weniger prototypische Nominalitätszüge auf als in (16b) (Referenz auf eine sichtbare Entität der außersprachlichen Wirklichkeit, *time-stability* u. dgl.) und unterliegt daher deutlichen Restriktionen, was die Kookkurrenz z.B. mit determinierenden Morphemen oder Attributen angeht (Hopper & Thompson 1995: 156):

(16) ENGLISCH

(a) We went bear-trapping in the woods

(b) We looked up and saw an old bear lumbering toward our picnic table

Aus ihren zahlreichen Beispielsprachen und Belegen schließen Hopper und Thompson (1995: 158): “Categoriality, i.e. the property of being a prototypical instance of the grammatical category noun or verbs, is thus imposed on linguistic forms by discourse.” Die Autoren sehen also die kategoriale Differenzierung bzw. Skalarität und die damit verbundene ikonische Enkodierung

als ausschließlich diskursiv motiviert, wobei die Salienz des betreffenden Elements im Textganzen und seine Position im Textrelief – also die Zuordnung zum diskursiven Vorder- oder Hintergrund – das entscheidende Kriterium ist. Semantische ‘Universalien’ wie ‘Dinghaftigkeit’ bei Nomina und ‘Ereignishaftigkeit’ bei Verben werden von Hopper und Thompson als sekundäre, vom diskursiv-pragmatischen Status abgeleitete Generalisierungen gewertet.

5 Ikonische Motivierung zwischen Grammatik, Kognition und Pragmatik

Die Ikonizitätshypothese war eingangs den funktionalen Ansätzen zugeordnet worden, weil sie sprachliche Formen aufgrund externer Motivierungen zu erklären versucht und dabei von einer zentralen Zweckbestimmung der Sprache, “to communicate experience and thought” (Shibatani & Bynon 1995: 17), ausgeht.

Dies ist die Basis für die “kognitive Wende” auch in der Beschäftigung mit Ikonizität insofern, als nicht mehr von einer Similaritätsbeziehung zwischen außersprachlichem Referenten bzw. Sachverhalt und seiner sprachlichen Enkodierung ausgegangen wird, wie dies zuvor vor allem bei bildhaften Ikonen wie Ontomatopöien angenommen wurde; vielmehr steht heute innerhalb der ikonizitätsbasierten Ansätze die Relation zwischen Sprachzeichen und Konzepten im Vordergrund. Freilich sind die Erkenntnisse über Genese, Struktur, Organisation und zerebrale Lokalisierung der Konzepte alles andere als erschöpfend geklärt.

Geht man davon aus, daß mentale Repräsentationen mit Prototypen arbeiten, die mit den außersprachlichen Referenten in einer Ähnlichkeitsrelation stehen, so wäre ein Ikonizitätsverhältnis, verstanden als Form-Konzept-Similarität, eine zweifach gebrochene und entsprechend schwache Ähnlichkeitsbeziehung. Allerdings haben die Beispiele und Anwendungen, die bezüglich der diversen Ikonizitätsarten angeführt wurden, deutlich gemacht, daß sich Ikonizität *de fac-*

to häufig nicht oder nicht allein auf die konzeptuelle Ebene, also die mentalen Vorgänge im Sprecher/Hörer, bezieht, sondern sowohl auf das sprachliche System als solches als auch auf die situative Einbettung des Kommunikationsakts, bei dem ikonisch enkodiert wird, verweisen kann.

Die pragmatische Dimension von Ikonizität, wie sie z.B. beim distanzikonisch motivierten höflichen oder respektvollen Ausdruck festgestellt wurde, stellt kein eigentliches Problem dar. Wie Sperber & Wilson (1986) überzeugend zeigen, ist der pragmatisch-situative Kontext nichts außersprachlich Gegebenes, sondern ein im Kommunikationsgeschehen entstehendes, 'ausgehandeltes' Produkt von Perzeptionsvorgängen und kognitiv basierten Komplementärstrategien (*enrichment*).

Problematischer sind dagegen solche angenommenen Ikonizitätsbeziehungen, die auf sprachinterner Basis formuliert werden. So bauen die Parameter, die Givón (1985) für die Bildung der o.a. Bindungshierarchie von Komplementsatzverben anführt, teilweise auf rein innersprachliche Kategorien auf und sind von kognitiven Konzepten unabhängig; Givón sieht dies auch selber, wenn er einräumt, daß für diese Parameter – die Kasuszuweisung beim Subjekt/Agens und die TMA-Markierung des subordinierten Verbs – Folgendes gilt: “[they] derive their iconic power from *system-internal structural properties*, rather than from immediately obvious *general cognitive principles*” (Givón 1995: 201; Hervorh. im Orig.).

Die Applizierbarkeit des Ikonizitätsbegriffs als definitorisch sprachexterner Motivierung auf solche innersystemischen Erscheinungen erscheint fraglich, wenngleich außer Frage steht, daß die innersprachlich-strukturellen Verhältnisse sich häufig auf diskursive oder pragmatische Techniken und Strategien zurückführen lassen, die einen Grammatikalisierungsprozeß durchlaufen haben. Möglicherweise wäre zur Verdeutlichung eine Unterteilung der Ikonizitätshypothese analog zu der in der Natürlichkeitsforschung gemachten Differenzierung zwischen 'übereinzelsprachlicher' vs. 'einzelsprachlich-systembedingter Natürlichkeit' von Nutzen (Wurzel 1987).

Auch unter der Voraussetzung, daß es

nicht-sprachextern motivierbare Ikonizität nicht geben kann, da auch innersystemische Verhältnisse – mehr oder minder eindeutig – auf diskursiv-funktionale Ursprünge und Quellen zurückgeführt werden können, zeigt sich anhand des o.a. Beispiels von Givón eine Tendenz zur Ausweitung des Ikonizitätsbegriffs, die nicht in Abrede gestellt werden kann und die explanative Mächtigkeit der Konzeption nicht unbedingt fördert. Newmeyer (1998: 115) kritisiert zu Recht: “there is a tendency to label virtually any functional motivation for a linguistic structure as an ‘iconic’ one”, wodurch ‘funktional motiviert’ und ‘ikonisch’ quasi synonymisch würden.

Die Affinitäten zwischen den zentralen sprachextern-funktionalen Motivierungstypen – Markiertheit, Ökonomie, Prototypikalität, Diskurs- und Informationsstruktur und eben Ikonizität – sind evident, wie sich aus den zahlreichen Querverweisen ergibt, die hier im Zusammenhang mit Ikonizitätstypen angebracht wurden, und wie sich auch daran ablesen läßt, daß in der einschlägigen Literatur häufig mehrere Motivierungen verbunden und gemeinsam behandelt werden (z.B. Haiman 1983).

6 Ikonizität und Sprachwandel

Ikonische Motivierung spielt, darauf wurde bereits hingewiesen, im Erstsprachenerwerb eine große Rolle (Slobin 1985), und auch in der Proto-Grammatik von Pidgins und der basilektalen Grammatik von Kreolsprachen, die signifikante Entwicklungsparallelitäten zur sprachlichen Onto- und – vermutlich – zur Phylogenese aufweisen, finden sich vor allem Regularitäten, deren “common denominator [...] is that they are extremely iconic” (Givón 1995a: 406; vgl. auch Ludwig 1996). Während aber die Bedeutung von Ikonizität und Ikonisierung in sprachlichen Früh- und Kurationsphasen außer Frage steht, wird der Status von Ikonizität im Sprachwandel unterschiedlich bewertet. Nach der traditionellen, aus der Indogermanistik herkommenden Sichtweise zerstört der Lautwandel die externe Motivierung sprachlicher Zeichen, während ana-

logische ‘Verstöße’ gegen Lautwandelregularitäten diese Motivierung – und damit auch Ikonizität – wiederherstellen (Haiman 1994: 1633). Damit hängt ein bisweilen in der Literatur vertretenes “Bild des durch De-Ikonisierung gekennzeichneten evolutionären Fortschritts” (Plank 1979: 126) zusammen, nach dem das qualitative Spezifikum menschlicher Kommunikation in seiner Symbolhaftigkeit gesehen wird.

Diese Sichtweise ist erwartungsgemäß nicht ohne Kritik geblieben. Plank (1979: 127) schließt eine tendenziell evolutionäre De-Ikonisierung nicht aus, sieht diese aber vor allem auf die – in heutigen Sprachen bereits als unproduktiv qualifizierte – bildhafte Ikonizität beschränkt. Anders hinsichtlich der diagrammatischen Ikonizität, wo er eine Tendenz zur Ausweitung sieht, die “häufig in Zusammenhang mit systematisierenden, vereinfachenden Entwicklungen jeder Art gebracht [wird]” (Plank 1979: 128).

Die Frage nach dem Zusammenhang von Ikonizität und sprachlichem Wandel stellt sich vor allem in funktional orientierten Sprachwandeltheorien, so etwa bei der Untersuchung von Lexikalisierungs- und Grammatikalisierungsprozessen (Giacalone Ramat 1995). Eine Grammatikalisierung sprachlicher Elemente geht typischerweise aus von Diskursstrategien und den zugrundeliegenden kognitiven Faktoren und führt über die syntaktische Ebene schließlich in den Bereich der Morphologie.

Ausgangspunkt einer solchen Entwicklung sind metonymische oder metaphorische Gebrauchskontexte (Heine & al. 1991; Hopper & Traugott 1993), deren ikonizitäts-theoretischer Status aufgrund der erwähnten geringen Ausarbeitung des Typus der metaphorischen Ikonizität hier nicht diskutiert werden kann. Fischer (1999: 352f.) zeigt jedoch, daß zumindest einige der bei Lehmann (1995 [1982]) zusammengestellten Teilprozesse und Begleiterscheinungen von Grammatikalisierungen Instanzen von – meist isomorpher – Ikonizität sind. So ist etwa die Existenz unterschiedlicher Ausdrucksformen für Futurizität, wie sie – grammatikalisierungstheoretisch als Beispiel der ‘Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen’ zu erklären – in vielen Sprachen zu konstatieren sind, insofern isomorph-ikonisch, als diese Ausdrucksmit-

tel je spezifische semantische Nuancen und Gebrauchsrestriktionen zeigen, die auf ihre Ausgangsbedeutung verweisen (Fischer 1999: 353).

Auch formale Erneuerung (*renewal*) wie die ‘analogische’ Regularisierung von Partizipialformen z.B. im Englischen (Fischer 1999: 352) oder der Ersatz synthetischer durch analytische, auf Periphrasen basierende Verbalformen, lassen sich als ikonisch interpretieren: “Renewal cannot be explained by the process of grammaticalisation itself, but is due to a constant pressure for a more iconic (more transparent) isomorphic structure” (Fischer ebd.). Die für die späteren Stadien des Grammatikalisierungsverlaufs charakteristischen Teilprozesse wie etwa der Abbau der lautlichen Substanz grammatikalisierter Elemente werden kontrovers teilweise anti-ikonisch (gemäß der o.a. traditionellen Sicht), teilweise jedoch ebenfalls als Ausdruck von Ikonizität *qua* ‘Isomorphie’ (Givón 1995b:49f.) angesehen.

Die “Möglichkeit der Fluktuation der relativen Symbolizitätsanteile und Ikonizitätsanteile” (Plank 1979: 129) steht in den aktuellen Ikonizitätsansätzen außer Frage (vgl. Fischer 1999: 346); dasselbe gilt für – je nach sprachlicher Betrachtungsebene – unterschiedliche Grade externer Motiviertheit (Giacalone Ramat 1995). Auch wenn das Verhältnis von Ikonizität und Sprachwandel – zumal im Lichte funktional ausgerichteter Sprachwandeltheorien – nicht erschöpfend geklärt ist und, wie Giacalone Ramat (1995: 134f.) hervorhebt, weitergehender Forschung bedarf, so ist der optimistischen Einschätzung dieser Autorin, daß sich innerhalb der typologischen Untersuchung sprachlicher Varianz und Invarianz die Ikonizitätshypothese und die Grammatikalisierungstheorie zusammenführen lassen (Giacalone Ramat 1995: 135), wohl zuzustimmen.

7 Zitierte Literatur

- Bickel, Balthasar. 1995. “Relatives à antécédent interne, nominalisation et focalisation : Entre syntaxe et morphologie en béharrien”. *Bulletin de la Société Linguistique de Paris* 90: 391–427.
- Brown, Penelope & Levinson, Stephen C.

1996. *Politeness: some universals in language usage*. (Studies in Interactional Sociolinguistics, 4.) Cambridge: Cambridge University Press.
- Bybee, Joan. 1985. "Diagrammatic iconicity in stem-inflection relations", in: Haiman (ed.), 11–47.
- Bybee, Joan & Perkins, Revere & Pagliuca, William. 1994. *The Evolution of Grammar. Tense, Aspect, and Modality in the Languages of the World*. Chicago & London: University of Chicago Press.
- Chappell, Hilary & Mc Gregor, William (eds.). 1996. *The Grammar of Inalienability. A Typological Perspective on Body Part Terms and the Part-Whole Relation*. (Empirical Approaches to Language Typology, 14.) Berlin & New York: Mouton de Gruyter.
- Croft, William. 1990. *Typology and universals*. Cambridge etc.: Cambridge University Press.
- Croft, William. 1995. "Modern Syntactic Typology", in: Shibatani & Bynon (eds.), 85–144.
- Dotter, Franz. 1988. *Nichtarbitrarität und Ikonizität in der Syntax*. (Beiträge zur Sprachwissenschaft, 4.) Hamburg: Buske.
- Dressler, Wolfgang U. 1995. "Interactions between Iconicity and Other Semiotic Parameters in Language", in: Simone (ed.), 21–37.
- Du Bois, John W. 1985. "Competing motivations", in: Haiman (ed.), 343–65.
- Engler, Rudolf. 1962. "Théorie et critique d'un principe saussurien: l'arbitraire du signe". *Cahiers Ferdinand de Saussure* 19: 5–66.
- Engler, Rudolf. 1995. "Iconicity and and/or Arbitrariness", in: Simone (ed.), 39–45.
- Fertig, David. 1998. "Suppletion, natural morphology, and diagrammaticity". *Linguistics* 36: 1065–91.
- Fischer, Olga. 1999. "On the Role Played by Iconicity in Grammaticalisation Processes", in: Nänny & Fischer (eds.), 345–74.
- Fischer, Olga & Nänny, Max. 1999. "Introduction: Iconicity as a Creative Force in Language Use"; in: Nänny & Fischer (eds.), xv–xxxvi.
- Fónagy, Ivan. 1993. "Physei / Thesei. L'aspect évolutif d'un débat millénaire". *Fait de langues* 1: 29–45.
- Fónagy, Ivan. 1999. "Why Iconicity?" in: Nänny & Fischer (eds.), 3–36.
- Gauger, Hans-Martin. 1993. "Tipología y conciencia lingüística: marca, naturalidad, iconicidad, transparencia, prototypicalidad"; in: Hilty, Gerold (ed.). *Actes du XXe Congrès International de Linguistique et Philologie Romanes, Zurich 1992*. Tome III, Section IV – Typologie des langues romanes. Tübingen & Basel: Francke, 113–24.
- Giacalone Ramat, Anna. 1995. "Iconicity in Grammaticalization Processes", in: Simone (ed.), 119–39.
- Givón, Talmy. 1979. *On understanding grammar*. New York: Academic Press.
- Givón, Talmy. 1984–90. *Syntax. A functional-typological introduction*. Amsterdam & Philadelphia: Benjamins.
- Givón, Talmy. 1985. "Iconicity, isomorphism and non-arbitrary coding in syntax", in: Haiman (ed.), 187–219.
- Givón, Talmy. 1995a. *Functionalism and Grammar*. Amsterdam & Philadelphia: Benjamins.
- Givón, Talmy. 1995b. "Isomorphism in the Grammatical Code. Cognitive and Biological Considerations", in: Simone (ed.), 47–76.
- Haiman, John. 1980. "The iconicity of grammar: Isomorphism and motivation". *Language* 56: 515–40.
- Haiman, John. 1983. "Iconic and economic motivation". *Language* 59: 781–819.
- Haiman, John. 1985. "Symmetry", in: Haiman (ed.), 73–95.
- Haiman, John. 1992. "Iconicity", in: Bright, William (ed.). *International Encyclopedia of Linguistics*. Volume 2. New York & Oxford: Oxford University Press, 191–95.
- Haiman, John. 1994. "Iconicity and Syntactic Change", in: Asher, Ronald E. (ed.). *The encyclopedia of language and linguistics*. Oxford etc.: Pergamon Press, 1633–37.
- Haiman, John. 1999. "Action, Speech, and Grammar. The Sublimation Trajectory", in: Nänny & Fischer (eds.), 37–57.

- Haiman, John (ed.). 1985. *Iconicity in Syntax. Proceedings of a Symposium on Iconicity in Syntax, Stanford, June 24–6, 1983*. (Typological Studies in Language, 6.) Amsterdam & Philadelphia: Benjamins.
- Heine, Bernd & Claudi, Ulrike & Hünemeyer, Friederike. 1991. *Grammaticalization. A Conceptual Framework*. Chicago & London: University of Chicago Press.
- Hopper, Paul & Thompson, Sandra. 1980. “Transitivity in Grammar and Discourse”. *Language* 56(1): 251–99.
- Hopper, Paul & Thompson, Sandra. 1985. “The iconicity of the universal categories ‘noun’ and ‘verbs’”, in: Haiman (ed.), 151–83.
- Hopper, Paul & Traugott, Elisabeth Closs. 1993. *Grammaticalization*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Jakobson, Roman. 1971 [1965]. “Quest for the essence of language”, in: ders., *Selected Writings. II: Word and Language*. Den Haag & Paris: Mouton, 345–59.
- Kleiber, Georges. 1993. “Iconicité d’isomorphisme et grammaire cognitive”. *Faits de langues* 1: 105–21.
- Kortmann, Bernd. 1999. “Iconicity, typology and cognition”, in: Nänny & Fischer (eds.). 375–92.
- Lehmann, Christian. 1995 (1982). *Thoughts on Grammaticalization*. (Lincom Studies in Theoretical Linguistics, 1.) München & Newcastle: Lincom Europa.
- Ludwig, Ralph. 1996. *Kreolsprachen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit*. (ScriptOralia, 86.) Tübingen: Narr.
- Malsch, Derry L. 1987. “The grammaticalization of social relationship: The origin of number to encode deference”, in: Giacalone Ramat, Anna & Carruba, Onofrio & Bernini, Giuliano (eds.). *Papers from the 7th International Conference on Historical Linguistics*. (Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science, 48.) Amsterdam & Philadelphia: Benjamins, 406–18.
- Mayerthaler, Willi. 1980. “Ikonismus in der Morphologie”. *Zeitschrift für Semiotik* 2: 19–37.
- Nänny, Max & Fischer, Olga (eds.). 1999. *Form miming meaning. Iconicity in language and literature*. Amsterdam & Philadelphia: Benjamins.
- Newmeyer, Frederick J. 1992. “Iconicity and Generative Grammar”. *Language* 68: 756–96.
- Newmeyer, Frederick J. 1998. *Language Form and Language Function*. Cambridge/MA & London: MIT Press.
- Paris, Marie-Claude & Peyraube, Alain. 1993. “L’iconicité : un nouveau dogme de la syntaxe chinoise ?”. *Faits de langues* 1: 69–78.
- Posner, Roland. 1980. “Ikonismus in den natürlichen Sprachen”. *Zeitschrift für Semiotik* 2: 1–6.
- Peirce, Charles S. 1960. *Collected Papers*. Volume II. Elements of Logic. Edited by Charles Hartshorne and Paul Weiss. Cambridge/MA: Belknap Press of Harvard University Press.
- Plank, Frans. 1979. “Ikonisierung und Deikonisierung als Prinzipien des Sprachwandels”. *Sprachwissenschaft* 4: 121–58.
- Raible, Wolfgang. 1992. *Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration*. (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 1992 (2).) Heidelberg: Winter.
- Ransdell, Joseph. 1986. “On Peirce’s Conception of the Iconic Sign”, in: Bouissac, Paul & Herzfeld, Michael & Posner, Roland (eds.). *Iconicity. Essays on the Nature of Culture. Festschrift for Thomas A. Sebeok*. Tübingen: Stauffenburg, 51–74.
- Schachter, Paul. 1973. “Focus and relativization”. *Language* 49: 19–46.
- Shibatani, Masayoshi & Bynon, Theodora. 1995. “Approaches to Language Typology: A Conspectus”, in: dies. (eds.), 1–25.
- Shibatani, Masayoshi & Bynon, Theodora (eds.). 1995. *Approaches to Language Typology*. Oxford: Clarendon Press.
- Simone, Raffaele. 1995. “Foreword: Under the Sign of Cratylus”, in: Simone (ed.). vii–xi.

- Simone, Raffaele (ed.). 1995. *Iconicity in Language*. (Current Issues in Linguistic Theory, 110.) Amsterdam & Philadelphia: Benjamins.
- Slobin, Dan I. 1985. "The child as a linguistic icon-maker", in: Haiman (ed.), 221–48.
- Sperber, Dan & Wilson, Deirdre. 1986. *Relevance. Communication and Cognition*. Oxford: Blackwell.
- Swiggers, Pierre. 1993. "Iconicité : un coup d'œil historiographique et méthodologique". *Faits de langues* 1: 21–28.
- Tai, James H.-Y. 1985. "Temporal sequence and Chinese word order"; in: Haiman (ed.). 49–72.
- Wurzel, Wolfgang U. 1987. "System-Dependent Morphological Naturalness in Inflection", in: Dressler, Wolfgang U. (ed.). *Leitmotifs in Natural Morphology*. Amsterdam & Philadelphia: Benjamins, 59–96.

Claus D. Pusch, Universität Freiburg i.Br.,
Deutschland